



flickr: Martin Baló
(2017)

Risiko- und Vulnerabilitätswahrnehmung

Zur Sicherheits- und Vulnerabilitätswahrnehmung
der Bevölkerung

Teilprojekt „Vulnerabilität und Sicherheit in der gerechten Stadt“ (VERSS)

KFS Working Paper Nr. 01

Martin Voss, Prof. Dr.

Kristina Seidelsohn, Dr.

Daniela Krüger, MA Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
Untersuchungsdesign	1
Risiken und Unsicherheiten aus Sicht der Bevölkerung	2
Wuppertal.....	2
Stuttgart	3
Sicherheitsrelevante Kulminationspunkte aus Sicht der Bevölkerung	4
Wahrnehmung von Vulnerabilität und Sicherheit	5
Raum und Sicherheitsgefühl	6
Wahrnehmungsprägende Institutionen.....	6
Regulativ: Vertrauen in die BOS	6
Kulturell-kognitive Dimensionen von subjektiver Vulnerabilität und (Un-) Sicherheit.....	7
Normative wahrnehmungsprägende Institutionen	8
Ursachenzuschreibung von Vulnerabilität und Unsicherheit	9
Strategien gegen Vulnerabilität und Unsicherheit	11
Die Rolle von sozialen Netzwerken	11
Räumliche Strategien	14
Fazit und Ausblick: Subjektive Vulnerabilität und Sozialräumliche Segregation	14
Literaturverzeichnis	16
Impressum	18

© 2016 KFS.

Für den Inhalt des Dokuments sind allein die Autor*innen verantwortlich.
Jede kommerzielle Nutzung der Dokumente, auch von Teilen und Auszügen, ist ohne vorherige
Zustimmung und Absprache mit den Autor*innen ausdrücklich verboten.

Voss, Martin; Seidelsohn, Kristina; Krüger, Daniela (2016): „Zur Sicherheits- und Vulnerabilitätswahrnehmung der Bevölkerung.“. Working Paper VERSS (01) – Katastrophenforschungsstelle (KFS).

DOI: 10.17169/FUDOCS_document_000000027709

Katastrophenforschungsstelle (KFS)
Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Carl-Heinrich-Becker-Weg 6-10
12165 Berlin

Einleitung

In Städten leben Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen und Lebensentwürfen zusammen, was sich nicht zuletzt auch in unterschiedlichen Sicherheitsbedürfnissen widerspiegelt. (Un-)Sicherheit in der Stadt ist jedoch nicht gleichmäßig und nicht für jede/n gleich verteilt. Gleichzeitig erscheint Sicherheit als begrenzte und zu begrenzende Ressource, deren unbegrenzte Steigerung aus finanziellen wie organisatorischen Gründen weder realisierbar noch wünschenswert ist. Das BMBF-Verbundprojekt „Aspekte einer gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt (VERSS)“¹ untersucht daher die gerechte(re) Verteilung von Sicherheit und fragt nach der Balance von Sicherheit und Freiheit in der Stadt.

Die Katastrophenforschungsstelle (KFS) stellt im Teilprojekt „Vulnerabilität und Sicherheit in der gerechten Stadt“ die Sicherheit als subjektives, positiv konnotiertes Empfinden in den Mittelpunkt. Die subjektive Dimension von Sicherheit und Vulnerabilität ist für das Forschungsvorhaben von hoher Relevanz, da sie die Lebensqualität und die Verteilung der Menschen im städtischen Raum beeinflusst. Ein milieutheoretischer Blickwinkel erlaubt es hierbei, die spezifischen Sichtweisen auf Sicherheit und Vulnerabilität mit den Ressourcenausstattungen der Menschen, ihren Lebensweisen und Wohnsituationen in Verbindung zu setzen. Inhaltlich interessieren hierbei besonders

- was als sicherheitsrelevant angesehen wird (Risiken),
- in welchen Stadtteilen bzw. Straßen besondere sicherheitsrelevante Kulminationspunkte gesehen werden,
- regulative, normative und kognitive Institutionen, die die Wahrnehmung von Vulnerabilität und Sicherheit prägen,

- welche Ursachen (sozial, historisch, ökonomisch, kulturell etc.) die Bevölkerung für diese Verdichtung von Unsicherheit sehen.

Was verstehen verschiedene Bevölkerungsgruppen unter *Sicherheit*? Was ist ein *Risiko*? Wie entstehen für die Befragten subjektiv wahrgenommene *Vulnerabilitäten*? Der folgende Bericht stellt Ergebnisse aus den Befragungen der Bevölkerung in den Untersuchungsstädten Wuppertal und Stuttgart in der Gesamtschau vor, umfasst typische Themen, die von den verschiedenen Befragten als Risiko, Unsicherheit oder Vulnerabilität gerahmt wurden und greift auch ethische wie normative Fragen nach der gerechten Verteilung von Sicherheit in der Stadt auf.

Untersuchungsdesign

Das Untersuchungsdesign der Teilstudie umfasst Bezirke der beiden Untersuchungsstädte Wuppertal und Stuttgart, in denen jeweils Menschen befragt wurden, die als besonders vulnerabel im Vergleich zur Gesamtbevölkerung gelten bzw. in der Literatur und durch die befragten Expert*innen als besonders verletzlich und hilfsbedürftig bezeichnet werden.² Um die Ergebnisse kontrastieren zu können, wurden zugleich bessergestellte Bewohner*innen befragt. Es handelt sich dabei, komplementär zur Expertenbefragung der Behörden und Organisationen mit Sicherheitsaufgaben (BOS)³, jeweils um Befragte aus einem Bezirk in Randbezirken sowie einem Bezirk in Innenstadtlage. Die gewählte Heuristik ermöglicht die Kontrastierung der Fälle in und zwischen den Städten. Aus Gründen der Anonymisierung wird diese Aufteilung hier zwar stadtteil-spezifisch erfolgen, jedoch werden die untersuchten Stadtteile nicht namentlich genannt. Die Grundlage des Berichts bilden insgesamt 45 Interviews mit Stadtbewohner*innen der beiden Untersuchungsstädte im Zeitraum von Juni

¹ Zusammen mit den Verbundpartnern des Internationalen Zentrums für Ethik in den Wissenschaften (IZEW) der Universität Tübingen, der Stiftungsprofessur Kriminalprävention und Risikomanagement (SKR) der Universität Tübingen sowie dem Institut für Sicherungssysteme (ISS) der Universität Wuppertal.

² Hierbei wurden objektive Positionsmerkmale zur sozialen Lage herangezogen wie Einkommen, formaler

Bildungsgrad, Beruf, Arbeitsplatzsicherheit, Wohngegend u.a.

³ Siehe dazu auch Voss, Martin; Krüger, Daniela und Seidelsohn, Kristina (2016): „Risiko- und Vulnerabilitätsbewertungen. Zur Perspektive und Einsatzplanung der Behörden und Organisationen mit Sicherheitsaufgaben“. Working Paper VERSS (2) – Katastrophenforschungsstelle (KFS).

bis September 2015, jeweils aus den ausgewählten Stadtteilen mit weitestgehend sozial schlechter gestellten wie den bessergestellten Bewohner*innen.⁴

Wuppertal (N=25)

- Schlechter gestellter Stadtteil
- Besser gestellter Stadtteil

Stuttgart (N=20)

- Schlechter gestellter Stadtteil
- Besser gestellter Stadtteil

Hierbei wurden in einem ersten Schritt exemplarisch Personen nach dem Zufallsverfahren und „Schneeballprinzip“ ausgewählt (in der Regel Personen, die zufällig und spontan auf der Straße bzw. auf öffentlichen Plätzen oder in öffentlichen Einrichtungen angesprochen wurden und anschließend weitere Interviewteilnehmer*innen vermitteln konnten), die als Repräsentant*innen folgender als vulnerabel anzusehenden Fokusgruppen gelten können: Senior*innen, Wohnsitzlose, Arbeitslose, Personen, die sich für den Konsum von Alkohol auf öffentlichen Plätzen treffen, Jugendliche/junge Erwachsene, Migrant*innen, Frauen sowie Mütter/Väter. Bei der Auswahl der Befragten wurde eine Kontrastierung von vulnerablen und weniger vulnerablen Interviewten innerhalb der Stadtteile vorgenommen, um soziale und räumliche Einflussfaktoren auf die subjektive Wahrnehmung von Vulnerabilität identifizieren zu können. Außerdem sollte damit der Segregation innerhalb von Stadtbezirken Rechnung getragen werden. Im Anschluss wurden die erhobenen Interviews zum einen stadt- und stadtbezirksspezifisch anhand der Fokusgruppen sowie in einem zweiten Schritt milieuspezifisch (d.h. fokusgruppenübergreifend) und inhaltsanalytisch⁵ ausgewertet. Im Folgenden sollen zunächst die aus der Sicht der Bevölkerung als sicherheitsrelevant angesehenen Risiken, Gefahren und Alltagsorgen

⁴ Die Auswahl der Stadtteile bzw. -bezirke basiert auf vorausgehenden sekundärstatistischen Analysen der Untersuchungsstätte, vgl. Haverkamp/Hecker (2015): Sozialstrukturanalysebericht zur Stadt Stuttgart. Working Paper VERSS – Stiftungsprofessur für Kriminalprävention und Krisenmanagement der Universität Tübingen. Lukas/Starke (2015): Bericht zur Sozialstruktur Wuppertals. Working Paper VERSS – Institut

stadtspezifisch und deskriptiv nach Themen dargestellt werden. Anschließend erfolgt eine milieuspezifische Darstellung zur Sicherheits- und Vulnerabilitätswahrnehmung.

Risiken und Unsicherheiten aus Sicht der Bevölkerung

Wuppertal

In der Untersuchungsstadt *Wuppertal* spiegeln die Antworten und subjektiven Wahrnehmungen der Befragten zunächst einen entspannten Wohnungsmarkt, der jedoch gleichzeitig von einem angespannten Arbeitsmarkt tangiert wird. So nehmen die Befragten eine zunehmende Arbeitslosigkeit in Wuppertal wahr, die sich durch eine fortschreitende Verarmung von Arbeiter*innen in der Rente zeige, insbesondere bei Pflegebedürftigkeit. Besonders die befragten Senior*innen nehmen diesen Trend zur sogenannten „Altersarmut“ rückwirkend und im Vergleich zu „früheren Zeiten“ wahr, verbunden mit Befürchtungen über die zukünftige Entwicklung der eigenen Rente und die der Verwandten.

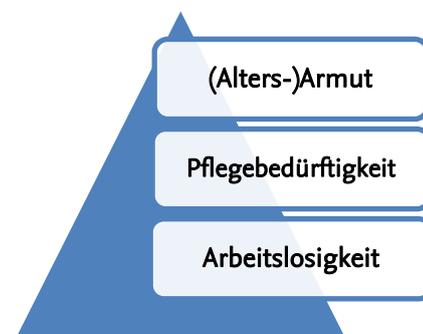


Abbildung 1: Wuppertal – Dominante Risiken und Unsicherheiten aus Sicht der Bevölkerung

Gleichzeitig wird jedoch auch von einer hohen sozialen Kohäsion berichtet, die durch eine zum Teil langjährige Nachbarschaft und durch die anhaltend moderaten Miet- und Immobilienpreise

für Sicherungssysteme der Universität Wuppertal. Voss/Krüger/Seidelsohn (2016): Segregation und Sicherheitsverteilung in Stuttgart und Wuppertal. Working Paper VERSS (1) – Katastrophenforschungsstelle (KFS).

⁵ Vgl. Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Aufl. Weinheim: Beltz.

begünstigt werde. Neben den sozialen Risiken werden in der Untersuchungsstadt Wuppertal vermehrt räumliche Risiken benannt, die die Alltagsorgen der Befragten in ganz praktischem Sinne bestimmen. Besonders häufig wird von Seiten körperlich schwacher Bewohner*innen wie beispielsweise älteren Menschen, Eltern mit kleinen Kindern als auch Jugendlichen, die bereits den öffentlichen Raum nutzen und sich frei in der Stadt bewegen möchten, von zunehmend beobachtbaren Verkehrsunfällen berichtet, aber auch über Lärm und Behinderungen im Alltag städtischer Mobilität und im Bereich des Wohnraumes. Gefahren durch Umwelt- und Naturrisiken werden jedoch erst auf Nachfrage benannt und als weniger bedrohlich wahrgenommen als soziale und räumliche Risiken. Daneben werden auch in Wuppertal Gruppen im öffentlichen Raum als Sicherheitsrisiken benannt, jedoch nicht in dem gleichen Maße, wie dies bei den Befragten in Stuttgart herausgestellt wurde. Da diese Gruppen zumeist im Stadtteil bzw. im Stadtquartier bekannt und einem bestimmten Platz zuzuordnen seien und sie auch in den Abendstunden in ihre Wohnungen zurückkehren würden, werden sie weniger als Gefahr oder Alltagsrisiko benannt und mehr als „störend“ im Stadtbild. Des Weiteren wird eine zunehmende Kriminalität insbesondere von befragten Seniorinnen und Senioren benannt, die rückblickend häufiger zu Opfern von Diebstählen werden, auch in betreuten Einrichtungen und Altenheimen. Diese Kriminalität wird zumeist auf illegale Migration zurückgeführt, was wiederum auf negative Auswirkungen auf die soziale Kohäsion in einer ethnisch-kulturell vielfältigen Stadtgesellschaft verweisen kann. Diese Wahrnehmung fällt bei befragten Senior*innen häufig zusammen mit Berichten über den „Niedergang“ des öffentlichen Raumes und der lokalen Gewerbestruktur. Zunehmender Gebäudeleerstand und Verwahrlosung wird rückblickend von den Senior*innen als Unsicherheitsfaktor beschrieben. Incivilities⁶ werden hierbei als Zeichen zunehmender Kriminalität gewertet als auch zunehmender Mängel in der Versorgungssicher-

heit und der Aufrechterhaltung von (ohnehin altersbedingt eingeschränkter) Mobilität im lokalen Nahraum.



Abbildung 2: Wuppertal – Subjektive Vulnerabilitätswahrnehmung aus Sicht der Bevölkerung

Darüber hinaus werden in Wuppertal auch extreme Gruppierungen als Gefahr und Alltagsorge benannt, wie beispielsweise Rechtsextreme, häufig als „Nazis“ wahrgenommen, aber auch Salafisten und andere islamistische Gruppierungen. Die Angst vor körperlichen oder verbalen Angriffen, die ideologisch und nicht kriminell motiviert sind, wird insbesondere von den Befragten mit Migrationshintergrund benannt, verbunden mit Befürchtungen vor einem islamistisch motivierten Terroranschlag, der die zum Teil angespannten sozialen Beziehungen zwischen alteingesessenen Deutschen und zugezogenen Muslimen (weiter) belasten könnte.

Stuttgart

In *Stuttgart* hingegen zeigt sich in der subjektiven Wahrnehmung der befragten Stadtbevölkerung ein umgekehrtes Bild. Durch die anhaltende wirtschaftliche Prosperität Stuttgarts stehen der Stadtbevölkerung vielfältigere (Gelegenheits-)Arbeiten und Möglichkeiten der Erwerbstätigkeit zur Verfügung, die jedoch mit einem äußerst angespannten Wohnungs- und Immobilienmarkt korrespondieren. Insbesondere von Befragten in niedriger und mittlerer sozialer Lage werden ein zunehmend geschlossener Wohnungsmarkt und damit eine erhöhte Wahr-

⁶ Unter „Incivilities“ werden meist physische Objekte (wie Müll, Graffiti, Verwahrlosung) und Verhaltensweisen (wie störende Gruppen) verstanden, die das subjektive (Un-)Sicherheitsgefühl beeinflussen.

scheinlichkeit von Obdachlosigkeit als Risiko benannt. Gleichzeitig stellt die wirtschaftlich gute Lage der Stadt keinerlei soziale Sicherheit für Befragte bereit, die bereits aus dem System gefallen und bspw. obdachlos sind und ähnlich wie in Wuppertal Schwierigkeiten dabei haben, eine Anstellung zu finden.

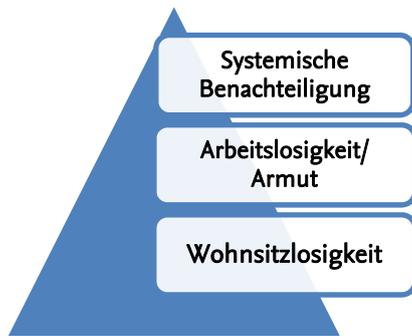


Abbildung 3: Stuttgart – Dominante Risiken und Unsicherheiten aus Sicht der Bevölkerung

Obdach- bzw. Wohnsitzlosigkeit bildet somit auch in der subjektiven Wahrnehmung der Befragten ein alltägliches (Stadt-)Bild, es wird als Alltagsorge und Gefahr wahrgenommen, denn „ohne Wohnung keine Arbeit und ohne Arbeit keine Wohnung“, wie es ein befragter Wohnsitzloser beschreibt. Dieser Kreislauf von Wohnungs- und Arbeitslosigkeit ist hier als „systemische Diskriminierung“ überschrieben. Wohnsitzlosigkeit wird jedoch nicht nur als Alltagsorge von aktuell oder potentiell Betroffenen wahrgenommen, sondern gleichzeitig werden auch Wohnsitzlose selbst als Gefahrenquelle im öffentlichen Raum von Befragten mit Wohnsitz benannt. Der Verlust des Wohnsitzes bedingt somit nicht nur zunehmende Armut, sondern auch fortschreitende soziale Ausgrenzung als Ausgrenzung aus öffentlichen Räumen, wie die Befragungen der beiden Untersuchungsstädte im Vergleich zeigen.

Kriminalität in öffentlichen und privaten Räumen wird hingegen in beiden Untersuchungsstädten als zunehmende Gefahr herausgestellt, insbesondere Einbrüche und Diebstahl, aber auch der zunehmende Drogenhandel werden hier von den befragten Bevölkerungsgruppen

benannt.⁷ Dieser wahrgenommene Gefahrenbereich überschneidet sich hierbei häufig mit den Begriffen „Überfremdung“ oder „Ausländerkriminalität“, worauf an späterer Stelle noch genauer eingegangen werden soll (siehe Kapitel „Ursachenzuschreibung von Vulnerabilität und Unsicherheit“). In Stuttgart werden von den Befragten insbesondere der verstärkte Zustrom an Flüchtlingen als Gefahr benannt (Zeitraum der Befragung: September 2015), wobei es hierbei zu beachten gilt, dass zum Befragungszeitraum in Stuttgart im Vergleich zu dem in Wuppertal (Juni 2015) die sogenannte „Flüchtlingskrise“ weiter fortgeschritten und bereits in das öffentliche Interesse gerückt war. Während von den bessergestellten Befragten eine zunehmende „Überfremdung“ befürchtet wurde, äußerten die Befragten in niedriger sozialer Lage Befürchtungen, im Bereich der sozialen Fürsorge gegenüber den Geflüchteten benachteiligt zu werden; diese Sorge benannten insbesondere Wohnsitzlose, die sich in direkter Konkurrenz mit Flüchtlingen bei Essensausgaben und Sachmittelspenden sehen und damit Fragen nach der gerechten Verteilung von sozialer Sicherheit adressieren.



Abbildung 4: Stuttgart – Subjektive Vulnerabilitätswahrnehmung aus Sicht der Bevölkerung

Sicherheitsrelevante Kulminationspunkte aus Sicht der Bevölkerung

In *Wuppertal* wird in der dicht besiedelten „Talachse“, dem Zentrum in Tallage der Stadt, von baulichen Behinderungen, Baustellen, Lärm

⁷ Vgl. Haverkamp/Hecker/Lukas/Starke/Dünel (2015): Bericht zum Hellfeld der Kriminalität in den Städten Stuttgart und Wuppertal. Working Paper.

und Verkehrsunfällen berichtet, die insbesondere für Behinderte, Alte und Kinder besondere Gefahren bereitstellen. Gleichzeitig werden hier auch Kulminationspunkte von Kriminalität und sozialer Verwahrlosung benannt.

In Stuttgart werden einerseits Bahnhöfe genannt, andererseits aber auch öffentliche Plätze als Orte, die Unbehagen auslösen. Dabei stehen Gruppen von Personen, die in der Öffentlichkeit Alkohol konsumieren im Fokus der Unsicherheit erzeugenden Eindrücke.

Wahrnehmung von Vulnerabilität und Sicherheit

Neben dem Städtevergleich werden im Folgenden Vergleiche zwischen vulnerableren und weniger vulnerablen Stadtbezirken gezogen, um die Auswirkungen sozialräumlicher Segregation auf die subjektive Wahrnehmung und Bewertungen von (alltäglicher) (Un-)Sicherheit und Vulnerabilität der Bevölkerung zu untersuchen. Darüber hinaus werden die befragten Gruppen in einem weiteren Analyseschritt intern differenziert, um milieuspezifische Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzeigen zu können. Diese Gemeinsamkeiten und Unterschiede zeigen sich über die zuvor ausgewählten Fokusgruppen hinweg und können Aufschluss geben über gesellschaftliche Sicherheitsmentalitäten, die sich klassen- und milieuspezifisch formen. Dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu und seinen empirischen Analysen folgend (Bourdieu [1997] 1982) als auch den darauf aufbauenden Studien durch Michael Vester et al. in Deutschland (Vester et al. 1993, 2010) lassen sich empirisch Homologien zwischen beruflich bedingten Milieus finden (vgl. auch Hradil 1987: 163). Diese sollen im Folgenden mit den Sicherheitswahrnehmungen und sozialräumlichen Verortungsmustern der Befragten in Beziehung gesetzt werden.

In den vorliegenden Befragungsdaten finden sich Überschneidungen der verschiedenen Milieus im Sozialraum, die Brücken, Verbindungen und sozial-räumliche Netzwerke aufzeigen, an die in sicherheitsrelevanten Diskursen angeknüpft werden könnte. Gleichzeitig lassen sich nach wie vor zwei ‚gläserne Decken‘ in den Aussagen der befragten Bevölkerungsgruppen identifizieren, die bereits von Bourdieu und Vester et

al. benannt werden: zum einen die „Trennlinie der Respektabilität“ (Vester 2010: S.111), unterhalb derer die unterprivilegierten Volksmilieus im sozialen Raum zu verorten sind, zum anderen die „Trennlinie der Distinktion“ (ebd.), unterhalb derer wiederum die respektablen Arbeitnehmermilieus im sozialen Raum angesiedelt sind, während oberhalb dieser Trennlinie jene gesellschaftliche Gruppen zu finden sind, die den Durchschnitt in ‚Geist‘ und/oder ‚Kapital‘ um ein Vielfaches übersteigen. Diese Schere wird in Deutschland und anderen europäischen Ländern bekanntlich immer größer und gleichzeitig schrumpft das, was als gesellschaftliche Mitte bezeichnet wird. Dieser Befund zeigt sich insgesamt auch in der subjektiven Wahrnehmung der vulnerablen Stadtbewohner*innen, wobei gleichzeitig deutliche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Stadtteilen/-quartieren und sozialen Milieus auszumachen sind, was die Benennung von Alltags Sorgen betrifft.

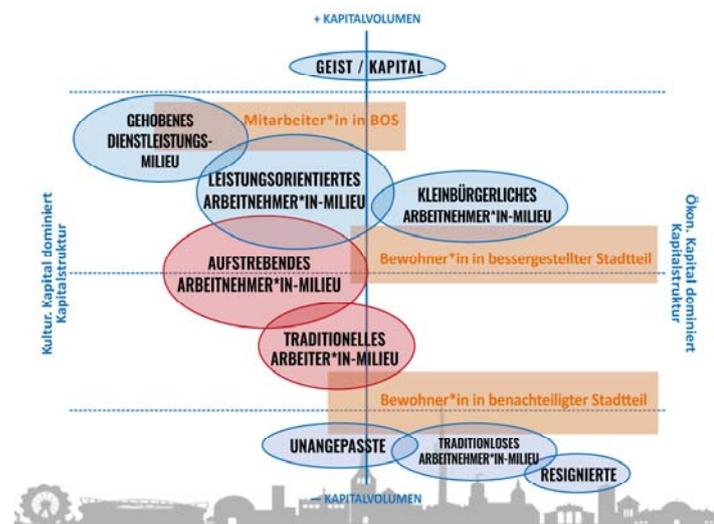


Abbildung 5: Raum der Lebensstile und soziale Milieus

Die obenstehende Graphik zeigt die untersuchten Milieus anhand Bourdieus Darstellung des sozialen Raumes als Raum der (milieuspezifischen) Lebensstile, welcher als dreidimensionaler Raum Auskunft geben kann sowohl über das (vertikale) Kapitalvolumen als auch die (horizontale) Kapitalstruktur, wobei beide Dimensionen sich aus einem mehr oder weniger an kulturellem und ökonomischen Kapital zeigen, welches von sozialem und/oder symbolischen Kapital tangiert wird (vgl. Bourdieu 1983; 1987

[1982]).⁸ Die Diagonale repräsentiert hierbei die soziale Laufbahn als soziale Auf- oder Abstiege im Vergleich zu der Elterngeneration und lässt damit auch dynamische Prozesse in der Gesellschaftsstruktur sichtbar werden (vgl. ebd.).

Raum und Sicherheitsgefühl

In den bessergestellten Stadtteilen der Untersuchungsstädte Wuppertal und Stuttgart wird von den Befragten häufig die „Überfremdung“ für Unsicherheitsfragen und Kriminalität verantwortlich gemacht (siehe nachfolgendes Kapitel „Ursachenzuschreibung von Vulnerabilität und Unsicherheit“) und als Gefahr benannt, obwohl diese nicht das Stadtbild im Wohnumfeld prägen. Gleichzeitig besteht ein sehr hohes subjektives und milieuübergreifendes Sicherheitsempfinden gegenüber Umwelt- und Naturgefahren sowie Unfallrisiken; diese werden als individuell beherrschbar angesehen. Daneben sehen sich die sozial bessergestellten Befragten durch die wahrgenommene Zunahme von Kriminaldelikten im Wohnort wie Einbrüche und Diebstahl und daher mit Ängsten um ihr Wohneigentum konfrontiert.

Die subjektive Vulnerabilität der schlechter gestellten Befragten in den vulnerablen Stadtbezirken ist bestimmt von sozialen Risiken wie (Alters-)Armut, Wohnungsnot (Stuttgart), Arbeitslosigkeit (Wuppertal) und Diskriminierungserfahrungen. Gleichzeitig wird auch in diesen Stadtteilen ein Anstieg von Kriminalität beschrieben, der im alltäglichen Leben und in unmittelbarer physischer Nähe zum Wohn- und Arbeitsort bestimmt ist von Delikten wie Einbruch, Diebstahl, Kleinkriminalität und illegaler Migration, welche für das eigene Unsicherheitsgefühl zumeist verantwortlich gemacht werden. Die Erfahrungen und Beobachtungen im unmittelbaren Wohnumfeld prägen dabei die Vorstellungen von Sicherheit und Unsicherheit im alltäglichen Leben. Sie beeinflussen die städtische Mobilität sowie die Mobilität im Wohnumfeld; durch das Meiden dunkler Straßen und Gassen in den Abendstunden greifen Mechanismen der

⁸ Unter kulturellem Kapital versteht Bourdieu sowohl Bildungstitel als auch inkorporiertes und in der Sozialisation erworbenes Wissen (z.B. Umgang mit kulturellen Gütern), soziales Kapital umfasst die „Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die

Selbsteinschränkung von Mobilität in einem Wohnumfeld, welches nicht nur als Wohn- sondern auch als Arbeitsraum dient und somit zusätzliche Bedeutung erlangt.

Wahrnehmungsprägende Institutionen

Im Folgenden sollen einige Einflussfaktoren identifiziert und dargelegt werden, welche die Wahrnehmung von Sicherheit und Unsicherheit wie Vulnerabilität und Alltagsorgen prägen. Diese wahrnehmungsprägenden Institutionen werden hierbei mit Talcott Parsons in einem strukturfunktionalen Blickwinkel verstanden als „[...] etablierte Normen(bündel), die das Handeln von Organisationen regeln (vgl. Parsons 1956)“ (Koch, S. 111). Diese werden regulativ über Gesetze und Vorschriften bestimmt, die mit Sanktionen verbunden sind, als auch normativ über Norm- und Wertvorstellungen gerahmt. Darüber hinaus enthalten sie eine kulturell-kognitive Dimension als geteilte, routinierte und unreflektierte Annahmen der befragten Bevölkerung (vgl. ebd.: S.115ff.).

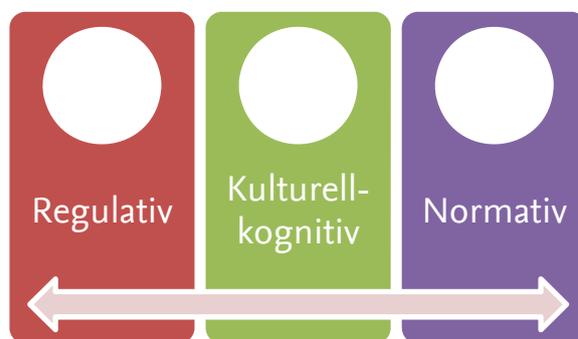


Abbildung 6: Wahrnehmungsprägende Institutionen

Regulativ: Vertrauen in die BOS

Die Wahrnehmung von Sicherheit und Unsicherheit, Vulnerabilität und Alltagsorgen wird hier zunächst aus der regulativen Perspektive betrachtet. Die Frage, wie sicher sich Menschen fühlen, hängt demnach mitunter von dem Vertrauen ab, dass bestehenden Gesetzen und Vorschriften zum Schutz der Bevölkerung entgegen-

mit der Teilhabe am Netz sozialer Beziehungen gegenseitigen Kennens und Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu 1983).

gebracht wird als auch von der Vertrauensbeziehung zu den Verantwortlichen, die diese Gesetze und Vorschriften umsetzen – insbesondere den Behörden und Organisationen mit Sicherheitsaufgaben (BOS). Das Vertrauen der Bevölkerung in die Gefahrenabwehr durch die BOS soll daher als Indikator für die regulative Dimension wahrnehmungsprägender Institutionen herangezogen werden.

In den vulnerablen Stadtbezirken besteht bei den Befragten ein sehr hohes Vertrauen zu den BOS, wobei hier z.T. Gruppen widersprechen, wenn sie häufigen und unzuverlässigen Kontakt zur Polizei hatten (z.B. Trinker*innen auf öffentlichen Plätzen). Gleichzeitig herrscht ein hohes Vertrauen in die Sicherheitsbehörden vor in allen Altersgruppen bzw. befragten Generationen und geschlechtsübergreifend, welches sich bei Bewohner*innen mit Migrationshintergrund aus den negativen Erfahrungen des Herkunftslandes speist. Bisherige Studien konnten lediglich ein höher ausgeprägtes Vertrauen bei ‚Migranten‘ im Vergleich zu den ‚Einheimischen‘ feststellen und aufgrund mangelnder Datenlage nur die Vermutung aufstellen, dass die Herkunftsgeschichte die subjektiven (Un-)Sicherheits- und Vulnerabilitätswahrnehmungen beeinflusst (vgl. Hugman/Bartolomei 2011; Bustamente 2002). In den hier analysierten Interviews kann diese (naheliegende) Vermutung bestätigt werden. Bei allen Befragten mit Migrationshintergrund, insbesondere bei Interviewten griechischer Herkunft, wird wiederholt im Vergleich mit den Notfallkräften der Herkunftsländer bewertet und häufig aufgrund tatsächlicher Erfahrung in Deutschland die Zuverlässigkeit der Einsatzkräfte in Deutschland untermauert. Die Erfahrung, dass Polizei und Feuerwehr zuverlässig und schnell zum Einsatzort kommen, zusammen mit einer eindeutigen Rechtslage und zuverlässigen Rechtsumsetzung teilen alle Befragten mit Migrationshintergrund, nicht nur die griechischsprachigen, und verbinden diese Erfahrungen mit einem sehr hohen Sicherheitsempfinden.

Diese Zuverlässigkeit wird wiederum bei anderen vulnerablen Personen deutscher Herkunft mit Einschränkung gesehen. Während einige Befragte bspw. diejenigen, die auf einem öffentlichen Platz Alkohol konsumieren, enttäuscht über die Reaktionszeiten der Notrettung zeigten, äußerten wieder andere eine hohe Zufrie-

denheit. Mehr Präsenz der Polizei im öffentlichen Raum war entsprechend auch der formulierte Wunsch und Vorschlag von vulnerablen Befragten, die sich damit eine Steigerung ihres Sicherheitsgefühls erhoffen.

Andererseits findet sich in weniger vulnerablen Stadtbezirken zwar insgesamt ebenfalls ein hohes Vertrauen in die Einsatzkräfte, jedoch ein nachlassendes, wobei immer wieder auf den Personalmangel verwiesen wird, der eine Umsetzung der rechtlichen Vorgaben erschwere. Die Befragten bekunden das Wissen (hier im Sinne Bourdieus verstanden als kulturelles Kapital), wo und wie im Notfall Informationen zu erhalten sind, z.B. im Internet oder bei den älteren Befragten vorwiegend über das Radio, und vertrauen auf einen hohen Zusammenhalt im Stadtbezirk. Alle Befragten äußern sich jedoch bedenklich über die nachlassende Zuverlässigkeit der Einsatzkräfte und damit ein Erodieren von rechtlichen Standards in der Organisation von Sicherheit.

Kulturell-kognitive Dimensionen von subjektiver Vulnerabilität und (Un-) Sicherheit

Die kulturell-kognitive Dimension beeinflusst die Wahrnehmung von (Un-)Sicherheit und subjektiver Vulnerabilität dahingehend, als geteilte Annahmen der befragten Bevölkerung angenommen werden können, die im Alltag weitgehend routiniert sind und damit wenig reflektiert oder hinterfragt werden.

Befragte in niedriger sozialer Lage und sozial schlechter gestellten Bezirken äußern beispielsweise kaum Sensibilität für andere, über Kriminalität hinausgehende Unsicherheitsfaktoren, wie beispielsweise starke Umweltbelastungen durch hohes Verkehrsaufkommen, Lärm und mögliche Folgen des Klimawandels. Dies wird von einem befragten Experten des Programms ‚Soziale Stadt‘ in Wuppertal untermauert, der die schlechte Wohnqualität im Vergleich mit seinem Herkunftsort in einem bessergestellten und weniger vulnerablen Stadtbezirk Wuppertals hervorhebt sowie die intergenerationale Weitergabe von, aus Sicht des Experten, riskantem Alltagsverhalten wie dem Spielen von Kindern an einer stark befahrenen Straße. So forme sich die

Wahrnehmung und Bewertung des Lebensumfeldes und wird zum habituellen Umgang mit alltagsbezogenen Gefahren und Risiken, die als solche nicht (mehr) wahrgenommen werden. Risiko und Unsicherheit würden vielmehr ‚auf der anderen Straßenseite‘ und damit ‚vor der Haustür‘ vermutet durch Kleinkriminalität und Illegalität. In den bessergestellten, weniger vulnerablen Stadtbezirken wird hingegen von einem ‚sicheren Ort‘ aus beurteilt, was Unsicherheit bedeutet, sie meiden die als unsicher wahrgenommenen Stadtteile und urteilen daher nicht aus konkreter Alltagserfahrung heraus, sondern weitgehend aus der (räumlichen wie sozialen) Entfernung. Müll gilt als verunsichernd und zeugt davon, dass in den weniger vulnerablen Stadtbezirken ein geringer Toleranzwert für die so genannten incivilities besteht.

Normative wahrnehmungsprägende Institutionen

In den bessergestellten, weniger vulnerablen Stadtbezirken zeigt sich darüber hinaus, dass entlang von Normen und Werten über ein „richtiges“ Arbeitsleben die subjektiv wahrgenommenen sozialen Risiken beurteilt werden, obwohl gleichzeitig hedonistische Freizeitorientierungen bei jüngeren Befragten des „modernen Arbeitnehmermilieus“ bestehen können. Der gemeinsame Wohnraum fungiert als Wahrnehmungsbrücke zwischen den unterschiedlichen Milieus der gesellschaftlichen „Mitte“ und zeigt die intergenerationalen Verbindungen der verschiedenen Normvorstellungen und Wahrnehmungsschemata von Vulnerabilität und Unsicherheit. Diese Normvorstellungen prägen stadtweite Segregationsprozesse und Mobilitätswege in der Stadt, in dem gezielt Orte gemieden werden, die vermehrt von „Ausländern“ bewohnt werden. Durch die „Ausnutzung der Sozialsysteme“ und wahrgenommene Verstöße gegen „Disziplin, Arbeit, Fleiß“ als asketisches Leben wird illegale und legale Migration als zentrale Gefahr und Angriff auf diese Normvorstellungen gewertet (vgl. zur Habitushermeneutik Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013). Gleichzeitig beklagen alle Befragten in den weniger vulnerablen Stadtteilen eine nachlassende Bereitschaft für den Einsatz und Zusammenhalt im

Wohnumfeld und damit eine zunehmende Individualisierung – diese Wahrnehmung wird auch von den befragten Expert*innen geäußert, die in diesen Stadtbezirken wohnen. So würden vermehrt ältere Bewohner*innen bürgerliche Pflichten wie das Beseitigen von Schneefall erfüllen, während sich die jüngeren Bewohner*innen zunehmend auf den Eigen- anstatt auf den Gemeinschaftsbesitz konzentrieren, aber auch Falschparken wird als Verstoß gegen etablierte Regeln und Normen gewertet sowie die Vereinsamung von Alten, was auch von den befragten Expert*innen wiederholt als Gefahr auch insgesamt wenig vulnerabler Stadtbezirke benannt wird. Beklagt wird somit von den Befragten eine fortschreitende Erosion von Werten und Normen, die vormals als selbstverständlich galten. Normativ sind die Befragten orientiert an einem Zusammenhalt des alteingesessenen Stadtteils, konfrontiert sehen sie sich jedoch mit zunehmend losen Bekanntschaften und vereinzelt Haushalten in der Nachbarschaft, die kaum mehr nähere soziale Verbindungen oder soziale Kontrolle herstellen.

Die Befragten der vulnerablen Stadtbezirke orientieren sich ebenfalls an einem ‚ordentlichen‘ Arbeitsleben, in dem keine Tätigkeiten abseits des formalen Arbeitsmarktes betrieben werden. Insbesondere das „Traditionelle Arbeiter*innen-Milieu“ grenzt sich normativ von anderen Milieus in ähnlicher oder schlechterer sozialer Lage ab durch ökonomische Unabhängigkeit von Sozialsystemen und, im Falle der von uns Befragten, durch die gewerbliche Selbstständigkeit in Gastronomie und Einzelhandel über Normen des ‚anständigen‘ Lebens. Dies schließt auch die Freizeitgestaltung mit ein über die Teilnahme an kulturellen oder sportlichen Vereinen oder die lokalpolitische Gestaltung des Sozialraumes. Das subjektiv wahrgenommene Risiko wird daher in Schwarzgeld und Kleinkriminalität verortet, welche gleichzeitig eine ökonomische Gefahr für die Befragten darstellen. Vulnerabilität zeigt sich somit in der Verbindung von ökonomischen und sozialen Gefahren, denn durch die physische Nähe zu sozial noch schlechter Gestellten grenzen sie sich stark von dieser Gruppe ab und müssen sich zugleich gegen physisch-räumliche Angriffe ihres lokalen Gewerbes zur Wehr setzen. Natur- und Umweltgefahren geraten nur nachrangig und auf Nachfrage in den Fokus und werden als ‚professionalisierter‘

Bereich wahrgenommen; das hohe Vertrauen in die Behörden mit Ordnungs- und Sicherheitsaufgaben lässt die eigene Beteiligung subjektiv als unbedeutend erscheinen. Gleichzeitig wird, insbesondere bei den Befragten mit Migrationshintergrund, der Wert der Familie und des sozialen Zusammenhalts über die Herkunftssprache mehrfach betont sowie ein dichter Kontakt durch physische Nähe; was in öffentlichen Debatten häufig als Hemmnis von Integration erscheint, kann hier im alltäglichen Notfall wie in Großschadensfällen das Überleben sichern. Für die Mobilisierung ungebundener Helfer erscheint es sinnvoll, an diese bestehenden Werte- und Normvorstellungen anzuknüpfen und diese in Sicherheitsdiskursen zu beteiligen.

Traditionelles Arbeiter-Milieu mit Migrationshintergrund	
Beruflicher Status	Angestellte/Selbständige Kleinhandel/Gastronomie
Selbstbild	„einfache“ aber „ehrliche“ griechische Geschäftsleute
Wahrgenommene Vulnerabilität	„Schwarzmarkt“ auf der „anderen Seite der Straße“, physische und ökonomische Angst, Angst vor sozialem Abstieg
Strategien gegen Vulnerabilität	Soziale Separation von Quartiersbewohnerinnen unterhalb der „Grenze der Respektabilität“ (Vester 2010: 112) Hohes soziales Kapital
Soziale Netzwerke	Ethnisch-kulturell determiniert, intergenerational
Sozial-räumliche Segregation	Physische Nähe bei gleichzeitiger sozialer Kontaktsegregation

Tabelle1: Traditionelles Arbeiter-Milieu mit Migrationshintergrund

Ursachenzuschreibung von Vulnerabilität und Unsicherheit

Bei den befragten Milieus in den bessergestellten, weniger vulnerablen Stadtteilen wird Risiko und Unsicherheit häufig als von außen kommend wahrgenommen, z.B. Seuchen, die durch Einwanderung verbreitet würden, obwohl insgesamt ein sehr hohes Sicherheitsempfinden vorherrscht. Als ursächlich für die von ihnen benannten Probleme sehen sie die „Ausnutzung der Sozialsysteme“ an und zeigen damit ein auf die Erwerbstätigkeit bezogenes ‚asketisches‘ Wahrnehmungsschema, in dem Pflicht, Disziplin und Selbstbeherrschung, neben hedonistischen Freizeitorientierungen bei den jüngeren Befragten, eine Rolle zu spielen scheint. Es findet somit eine Kulturalisierung wie Ethnisierung von sozialen Problemlagen statt (vgl. Heitmeyer/Anhut 2000), welche die gesamtstädtische soziale Kohäsion und damit die gruppenübergreifenden Fremd- und Selbsthilfefähigkeiten im Not- und Großschadensfall negativ beeinflussen können. Natur- und Umweltgefahren hingegen werden kaum befürchtet, da sich die Befragten weitgehend auf die Notfallkräfte im Schadensfall verlassen und bisher kaum auf Erfahrungen durch erlebte Notfallereignisse zurückgreifen können. Als ursächlich für nachlassende Zuverlässigkeit der Notfall- und Einsatzkräfte werden eine zunehmende Korruption und Kürzungen der staatlichen Finanzierungsleistungen gesehen.

Als besonderen Unsicherheitsfaktor und auf die Frage, was ihnen im Alltag als größte Gefahr begegnet, benennen die Befragten der vulnerablen Stadtteile hingegen an erster Stelle unisono die ‚anderen‘, ‚auf der anderen Straßenseite‘, z.B. Verkauf von Drogen, Prügeleien und Autoknacker bzw. Kleinkriminelle und grenzen sich von diesen sozial noch schlechter gestellten ab bzw. machen sie für die eigenen Unsicherheitsprobleme verantwortlich, insbesondere in den Abendstunden; hier äußern sich die verschiedenen Generationen und Altersgruppen sehr ähnlich. Insbesondere lässt sich hierbei eine Hierarchisierung verschiedener ethnischer bzw. Einwandergruppen beobachten. Von diesen ethnisch charakterisierten Gruppen gehe die größte Gefahr aus, insbesondere von ‚Osteuropäern‘

	Vulnerable Stadtbezirke	Weniger vulnerable Stadtbezirke
Subjektive Vulnerabilität	<ul style="list-style-type: none"> • Alltagsorgen: Soziale Risiken; (Alters-) Armut, Wohnungsnot (Stuttgart), Arbeitslosigkeit (Wuppertal), Diskriminierungserfahrungen • Kriminalität: Einbruch, Diebstahl, Kleinkriminalität, illegale Migration • Naturgefahren und Unfallrisiken: Anstieg nicht befürchtet, tagtägliche Risiken durch räumliche Dichte als Normalität wahrgenommen • Risiko und Unsicherheit: auf der anderen Straßenseite 	<ul style="list-style-type: none"> • Alltagsorgen: „Überfremdung“, „Ausländerkriminalität“ • Naturgefahren und Unfallrisiken als beherrschbar angesehen, sehr hohes subjektives Sicherheitsempfinden • Kriminalität: Einbruch, Diebstahl • Risiko und Unsicherheit kommt von außen, z.B. Seuchen durch Einwanderung
Vertrauen BOS	<ul style="list-style-type: none"> • Hohes bis sehr hohes Vertrauen in BOS, Tendenz zur kritischen Haltung gegenüber BOS bei Arbeits- und Wohnsitzlosen auf öffentlichen Plätzen 	<ul style="list-style-type: none"> • Nachlassendes Vertrauen in BOS, bes. Polizei (Personalmangel, erodierende rechtliche Standards)
Strategien gegen Vulnerabilität Coping Capacities	<ul style="list-style-type: none"> • Familiäre und Nachbarschaftsnetzwerke, nach Herkunftssprache und milieuspezifisch bestimmt 	<ul style="list-style-type: none"> • Milieuspezifisches räumliches Ausweichverhalten (residentielle Segregation)
Soziale Kohäsion im Stadtteil Soziale Netzwerke	<ul style="list-style-type: none"> • Starke soziale Abgrenzung zwischen den Bewohner*innengruppen, ethnisch und milieuspezifisch bestimmt • „Grenze der Respektabilität“ (Vester 2010) 	<ul style="list-style-type: none"> • ‚Wir-Gefühl‘ als Alteingesessene, aber Nachbarschaft ungleich soziale Netzwerke, Vereinsamung von Alten
Sozial-räumliche Segregation	<ul style="list-style-type: none"> • Kontaktsegregation zw. Bewohner*innen oberhalb und unterhalb der „Grenze der Respektabilität“ 	<ul style="list-style-type: none"> • Residentielle Segregation, stadtweite u. überregionale Mobilität, Meidung von Orten mit hohem Migrationsanteil

wie illegalen Einwanderern, die milieuübergreifend zumeist für den Anstieg von Kriminalität verantwortlich gemacht werden.

Strategien gegen Vulnerabilität und Unsicherheit

Die Rolle von sozialen Netzwerken

Strategien gegen Vulnerabilität als ‚Coping Capacities‘ bei den Befragten des „Traditionellen Arbeitermilieus“, dass sich besonders von den unterprivilegierten Volksmilieus durch geregelte Erwerbstätigkeit im Kleingewerbe und ein ‚anständiges‘ Leben abgrenzt, bilden daher familiäre und Nachbarschaftsnetzwerke, die bei den Befragten sowohl mit als auch ohne Migrationshintergrund nach Herkunftssprache ethnisch-kulturell als auch milieuspezifisch bestimmt sind. Während die Bewohner*innen in weniger vulnerablen Stadtteilen durch hohe räumliche und überregionale Mobilität ihrer Alltagsorge der „Ausländerkriminalität“ ausweichen, zeigt sich in den vulnerablen Stadtteilen der Aufbau von nachbarschaftlichen Netzwerken als soziale Kohäsion, gleichzeitig aber auch eine scharfe Abgrenzung zwischen den Milieus, die entweder über- oder unterhalb der „Trennlinie der Respektabilität“ (Vester 2010: S. 111) zu verorten sind. In den weniger vulnerablen Stadtteilen zeigt sich mehrfach ein hohes Sicherheitsgefühl durch alteingesessene Bewohner, dieses wird aber nicht über das Vorhandensein starker sozialer Netzwerke hergestellt. Einige von uns befragte Experten berichten, dass gerade in diesen vergleichsweise gut situierten Stadtteilen die Vereinsamung von Alten zunehmend in steigenden Einsatzzahlen zu beobachten sei, was sich auch in der Wahrnehmung der befragten Bevölkerungsgruppen widerspiegelt. So „kennt man sich“ in der Nachbarschaft, was jedoch nicht gleichsam Freundschaft bedeute und somit in seiner sozialen Bindungskraft relativiert wird. Vielmehr dehnen sich die Sozialkontakte erwartungsgemäß weiter über den Stadtraum und darüber hinaus aus und werden gezielter aufgesucht. Gleichzeitig dient diese städtische Mobilität, welche die Stadt nach sozialen Relevanzkriterien strukturiert und insbesondere Stadtteile mit ethnisch-kultureller Vielfalt meidet, im Falle

von Befragten der Mittelschicht mit Migrationshintergrund dazu, Brücken zu sozial schwächeren Stadtteil-Bewohner*innen aufzubauen, in dem sie regelmäßig an ihren Herkunftsort zurückkehren. Sie sind meist in benachteiligten Stadtteilen aufgewachsen und konnten sozial aufsteigen im Vergleich zu der Elterngeneration, halten jedoch private Kontakte über Kulturvereine und Moscheen zum Herkunftsort. Somit strukturieren sie die Stadt weniger ausschließlich über soziale als über religiöse Relevanzkriterien durch die Meidung bestimmter öffentlicher Räume und Stadtteile, in denen rechtsextreme und islamistische Gruppierungen zu finden seien. Durch den sozialen Aufstieg in der deutschen Aufnahmegesellschaft bekennen sie sich zur demokratischen Grundordnung, gehen einer geregelten qualifizierten Erwerbstätigkeit nach und grenzen sich von islamistischen Gruppierungen ab, in Wuppertal insbesondere von den Salafisten. Das „Aufstiegsorientierte Arbeitermilieu“ (siehe Tabelle 3) kann hier als potentieller Mediator identifiziert werden durch sprachliche Kenntnisse und den Zugang zu ethnischen Netzwerken, die gleichzeitig eine Sicherheitsstruktur zügiger Information und Hilfestellung im alltäglichen Notfall als auch in Großschadensfällen sicherstellen können. Für die zukünftige Sensibilisierung vulnerabler Bevölkerungsgruppen erscheint es vor diesem Hintergrund notwendig, Schlüsselfiguren in benachteiligten Communities zu identifizieren, die für die Adressierung von Sicherheitsfragen zwischen verschiedenen Milieus und Sozialräumen vermitteln können.

Die Gefahrenwahrnehmung des befragten Milieus türkischer und arabischer Herkunft wird dabei weniger durch die sozialen Problemlagen im Stadtteil als durch die Angst vor islamistischen terroristischen Anschlägen begründet, die gleichzeitig die Gefahr eines rechtsextremen Gegenschlages auf muslimische Gemeinden bergen, und rücken somit ideologische und religiös begründete Auseinandersetzungen und Konfliktlinien ins Zentrum der subjektiven Alltagswahrnehmung über Verwundbarkeit in den Mittelpunkt und weniger die alltäglichen Natur- und Umweltgefahren städtischen Lebens oder die Wahrnehmung von möglichen Großschadensereignissen.

Aufstiegsorientiertes Arbeitnehmer-Milieu mit Migrationshintergrund	
Beruflicher Status	Ausbildungsberufe mit Abitur und/oder (Fach-) Hochschulabschluss
Selbstbild	Orientiert an der deutschen Mittelschicht, zugleich religiöse bzw. muslimische Identität
Wahrgenommene Vulnerabilität	Salafisten und rechtsextreme Deutsche; Angriffe, terroristische Anschläge, Ausgrenzung und Diskriminierung
Strategien gegen Vulnerabilität	Verlassen des ‚armen‘ Herkunftsquartiers, Vermeidung bestimmter Plätze in der Stadt Hohes kulturelles Kapital
Soziale Netzwerke	Mediation zwischen ‚Lebenswelten‘, Moschee-Gemeinde als Familie und Kontaktpunkt zum Herkunftsquartier, Netzwerke mehr religiös denn ethnisch bestimmt, über Stadtteile hinweg
Sozial-räumliche Segregation	Residentielle Segregation, aber keine Kontaktsegregation; religiös bestimmte Raumwahrnehmungen u. -verknüpfungen

Tabelle 1: Aufstiegsorientiertes Arbeitnehmer-Milieu

Vermutlich prägen die religiösen Vorstellungen auch die Vorstellungen von (Un-)Sicherheit, Tod und Gefahrenwahrnehmung, was jedoch in zukünftigen Untersuchungen weiter erforscht werden sollte vor dem Hintergrund von pluraler werdenden Religionszugehörigkeiten und Weltanschauungen. Sie äußern sich bei den von uns Befragten durch hohes Vertrauen in die Moscheegemeinde als „Familie“, die immer offene Türen hat und damit im Gefahrenfall als wichtiger Bezugspunkt dienen könnte, auch über die eigene ethnisch-kulturelle Community hinaus.

Bei den Vulnerablen in den vulnerablen Stadtbezirken handelt es sich hier um die Befragten, die sich auf Plätzen oder im Park treffen, um v.a. Alkohol zu konsumieren und größtenteils von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Die Befragten dieser Milieus, welche überwiegend unter-

halb der Trennlinie der Respektabilität“ angesiedelt sind (Vester 2010:111), zeigen eine Einbindung in lokale Strukturen durch das Aufsuchen bestimmter öffentlicher Aufenthaltsplätze in der Stadt. Die Orientierung auf die eigene Bezugsgruppe oder Nachbarschaft, die kleinräumig auf das Wohnhaus bzw. den Wohnblock oder einem Straßenzug bzw. Quartier bezogen wird und sich stark an der Deckung alltäglicher Bedürfnisse orientiert (z.B. die Essensausgabe), erzeugt Kontaktsegregation bzw. lediglich flüchtige Kontakte zu anderen Stadtteilbewohner*innen. Die Befragten geben einerseits eine Vielzahl von sozialen Kontakten an, gleichzeitig äußern sie jedoch Ängste vor zukünftiger Vereinsamung. Sie fühlen sich zumeist relativ sicher in ihrer Nachbarschaft und sicherer als in der Stadt insgesamt und äußern gleichzeitig Alltagsorgen, die ihre Vulnerabilität markieren. Auffallend war bei einigen der Befragten die lokale Vernetzung mit Verbindung von Helfer*innenstrukturen. So erklärten mehrere Befragte, die sich auf einem Platz in ihrer Nachbarschaft treffen, dass im Notfall und auch im Alltag Hilfestellungen geboten werden. Der Einkauf im Krankheitsfall oder das Leihen von Geld und Schenkung von Essen wurden hierbei genannt. Die vulnerablen Bewohner*innen der vulnerablen Stadtteile, die für die Befragung gewonnen werden konnten, ließen sich in die Sub-Milieus der „Prekären Arbeitnehmer*innen“, der „Hoffnungsvollen“, der „Zufriedenen“ und der „Resignierten“ einordnen, die sich ober- und unterhalb der Schwelle zur Respektabilität bewegen.

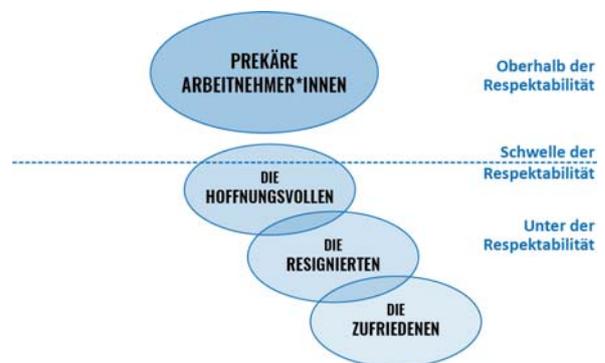


Abbildung 7: Übersicht Sub-Milieus der Vulnerablen

Bei einigen der Befragten handelte es sich um „resignierte Vulnerable“, womit die Tendenz zur

Mobilität oder Immobilität im sozialen Raum bezeichnet sein soll. Diejenigen, die wir als die „Resignierten“ identifizieren, wurden innerhalb sozialer Einrichtungen oder auf der Straße oder öffentlichen Plätzen befragt. Sie zeigen sich skeptisch bis feindlich gegenüber einem abstrakt gedachten „System“, von dem sie sich bevormundet oder benachteiligt sehen. In Reaktion darauf suchen sie niedrigschwellige Einrichtungen auf und lehnen den Kontakt mit den „komplizierter“ wirkenden höherschwelligen Angeboten ab. Sie konsumieren Alkohol und/ oder Drogen und sind wohnsitzlos. Wiederholt stellen sie die Ungerechtigkeit ihrer Lebenssituation heraus.

Die Resignierten	
Beruflicher Status	Ruhestand; Arbeitslosigkeit
Selbstbild	Ungerecht behandelt
Wahrgenommene Vulnerabilität	Wunsch nach Raum/eigener Wohnung (Freiheit, zu tun, was man möchte); Gewalt
Strategien gegen Vulnerabilität	Starke Rationalisierung und „trotzige Haltung“; Generalisierung von Ungerechtigkeiten
Soziale Netzwerke	Gering bis hoch; auf das Lokale bezogen
Sozial-räumliche Segregation	Kontakt zu Personen in ähnl. sozialer Position; keine Kontaktsegregation; Raum nach ehem. Aufenthalts-/ Wohnbereichen eingeteilt in sicher und unsicher.

Tabelle 2: Die 'Resignierten'

Wie weiter oben ausgeführt, gilt die Schwelle der Respektabilität einigen der Befragten als Orientierung in den Auf- und Abwärtsbewegungen im sozialen Raum. Das Milieu der „Hoffnungsvollen“ unter den Vulnerablen bildet hierbei eine Gruppe unter den Befragten, die sich aufstiegs- und sicherheitsorientiert zeigte. Sie bezogen das so genannte Hartz IV (Arbeitslosengeld II), üben oder übten ein Ehrenamt aus, betonen ihre Arbeitssuche und grenzen sich von anderen vulnerablen Personen ab, die in ihren Augen Sozialleistungen ausnutzen und/ oder Drogen konsumieren bzw. kriminell agieren würden, in eine Apathie gegenüber dem Leben verfallen, sich selbst aufgeben und sich daher nach Auffassung der „Hoffnungsvollen“ unterhalb der „Schwelle

zur Respektabilität“ (Vester 2010: 111) befinden.

Die Hoffnungsvollen	
Beruflicher Status	Arbeitslosengeld II; AGH
Selbstbild	Betonung der aktiven Arbeitssuche; Ehrenamt und Fürsorge wichtig
Wahrgenommene Vulnerabilität	Nicht im Leben weiterkommen
Strategien gegen Vulnerabilität	Wohnungs- und Arbeitssuche
Soziale Netzwerke	Gering bis hoch; Abgrenzung nach unten wichtig, aber sympathisierend mit Personen in ähnlicher sozialer Position
Sozial-räumliche Segregation	Kontaktsegregation; Fokus auf Einrichtung bzw. Nachbar*innenschaft

Tabelle 3: Die 'Hoffnungsvollen'

Personen, die in den Augen der „Hoffnungsvollen“ die Nichtrespektablen sind, werden im Kontakt gemieden. Die Respektablen, die einer bezahlten Tätigkeit nachgehen und generell mit einem respektierten Verhalten verknüpft werden, dienen hierbei als Orientierung im sozialen Raum; sie bilden ‚Hilfsvariablen‘. Sie selbst sehen sich als „normale Bürger*innen“, die ungerichterweise benachteiligt werden und zeigen damit die Tendenz, sich an traditionslose und traditionsverhaftete Arbeiter*innenmilieus anzulehnen.

Das „prekäre Arbeitnehmer*innenmilieu“ befindet sich für die vulnerablen Menschen in den vulnerablen Stadtbezirken über der „Schwelle der Respektabilität“ (ebd.). Im Kern gelten sie durch ihre bezahlte Tätigkeit auf dem formalen Arbeitsmarkt als respektiert. Aus der eigenen Perspektive sympathisierten die „prekären Arbeitnehmer*innen“, die bspw. in Kurzzeit- und/oder Leiharbeit tätig waren, mit ärmeren Menschen in der Stadt. Sie zeigen sich gesellig und waren ebenfalls Teil von Gruppen, die sich in der Nachbarschaft auf öffentlichen Plätzen treffen, grenzen sich aber von starkem Alkohol- und Drogenkonsum ab. Sie äußern sich relativ unkritisch gegenüber Behörden und Institutionen, fühlen sich relativ sicher, obwohl sie Überfälle im Stadtbezirk erlebt haben. Unsicherheit

besteht jedoch in einer potenziell befürchteten Vereinsamung.

Prekäres Arbeitnehmer*innen-Milieu	
Beruflicher Status	Kurzzeitarbeit
Selbstbild	Gläubig, flexibel und gesellig; unkritisch gegenüber Autorität; Starker Bezug auf das Lokale, sieht sich und die soziale Umgebung als „arm“
Wahrgenommene Vulnerabilität	Unsicherheit gegenüber Überfällen und Dunkelheit Einsamkeit; Krankheit
Strategien gegen Vulnerabilität	Menschen in der Nachbarschaft treffen
Soziale Netzwerke	Hoch innerhalb des Stadtteils, lokal stark begrenzt
Sozial-räumliche Segregation	Sozial-räumliche Kontaktsegregation; Fokus auf die Nachbarschaft (ähnliche soziale Position);

Tabelle 4: Prekäres Arbeitnehmer*innen-Milieu

Die vulnerablen Stadtbezirke zeigen generell eine Tendenz zu einer Art von „gesellschaftskonformer Resilienz“ durch ihre Sinnorientierung an das Milieu der Respektabilität. Darüber war es einigen Befragten möglich, eine Motivation zur Aufwärtsbewegung zu entwickeln, sich aber auch nach unten abzugrenzen und die Gruppen sowie Einstellungen und Verhalten zu definieren, die sich unterhalb der Respektabilität befinden würden. Aktivitäten, die gleichzeitig auf das Lokale und den öffentlichen Raum konzentriert sind, führen zwar zu lokalen Foki, die den Lebensmittelpunkt darstellen. Gleichzeitig wird in solchen Räumen jedoch auch eine hohe Interaktionsdichte und soziale Kohäsion produziert, die in Notsituationen Unterstützung geben können. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich um vulnerable Gruppen und Stadtbezirke handelt, die sich durch objektive Positionsmerkmale und den entsprechenden Ausstattungsniveaus in vergleichsweise niedrigeren Positionen im Sozialraum befinden. Nichtsdestotrotz fanden sich auch objektiv vulnerable Befragte, die in keines der genannten Sub-Milieus „passen“. Sie bewegen sich zwischen ihnen, da sie zwar als objektiv vulnerable gefasst werden könnten, sich aber zufrieden zeigen mit ihrer Si-

uation. Sie sind lokal orientiert, betonen die Bedeutung ihres sozialen Netzwerkes und ihrer Haustiere. Sie konsumieren Alkohol und Drogen und identifizieren sich stark mit der Stadt, in der sie sich sicher fühlen.

Räumliche Strategien

In benachteiligten Stadtteilen besteht zwischen den verschiedenen Milieus Kontaktsegregation, insbesondere zwischen Bewohner*innen oberhalb und unterhalb der „Grenze der Respektabilität“ (ebd.) bei gleichzeitiger physischer Nähe und Dichte, was die Notwendigkeit der sozialen Abgrenzung verstärkt. Diese Abgrenzungsprozesse und deren Verschränkung von räumlichen und sozialen Dimensionen zeigt sich insbesondere auch bei den Milieus unterhalb dessen, was als „respektabel“ gilt, wie den Befragten, die sich auf öffentlichen Plätzen zum Konsum von Alkohol trafen.

In den bessergestellten, weniger vulnerablen Stadtbezirken findet sich eine residentielle Segregation sowie eine stadtweite und überregionale Mobilität, die milieuübergreifend eine Meidung von Orten mit hohem Migrationsanteil beinhaltet. Das „kleinbürgerliche Arbeitnehmermilieu“ unterscheidet sich hier kaum von jungen Erwachsenen aus dem „modernen Arbeitnehmertum“, welche in unmittelbarer Nachbarschaft leben. Die jungen Erwachsenen in den bessergestellten und weniger vulnerablen Stadtteilen berichten über „Angriffe“ von „Ausländern“ auf „Deutsche“, während die älteren Befragten aus der Ferne über den Gefahren-Kulminationspunkt ‚Innenstadt‘ berichten von einem als sicher wahrgenommenen Wohnort aus. Es erfolgt damit ein milieuübergreifendes räumliches Ausweichverhalten als Strategie gegen wahrgenommene Vulnerabilität.

Fazit und Ausblick: Subjektive Vulnerabilität und Sozial-räumliche Segregation

Der vorliegende Bericht stellte das Sicherheits- und Vulnerabilitätsempfinden der Bevölkerung in den Untersuchungsstädten Wuppertal und Stuttgart in den Mittelpunkt der Betrachtung. Es wurde angenommen, dass die Erforschung der

subjektiven Dimension von Sicherheit und Vulnerabilität von hoher Relevanz ist, da sie die Lebensqualität, die Verteilung der Menschen im städtischen Raum und damit die sozialräumliche Segregation beeinflusst. Die Analyse wurde auf Basis von städtevergleichenden Fallstudien und qualitativen Interviews mit Bevölkerungsgruppen vorgenommen, die anhand soziodemographischer Merkmale als ‚objektiv‘ vulnerabel oder weniger vulnerabel charakterisiert und in sozio-ökonomisch benachteiligten als auch in besser gestellten Stadtteilen befragt wurden. Hierbei zeigten sich stadtspezifische Unterschiede als auch Unterschiede zwischen bessergestellten und schlechter gestellten Stadtteilen. Das theoretische Konzept der sozialen Milieus ermöglichte hierbei, Vergleiche zwischen verschiedenen Lebenswelten vorzunehmen von Bevölkerungsgruppen, welche derselben sozialen Schicht zuzuordnen sind, und diese intern zu differenzieren.

Die wesentlichen Ergebnisse zeigen, dass die subjektive Dimension von Vulnerabilität und (Un-)Sicherheit mit milieuspezifischen Strategien der Raumnutzung und sozialen Distinktion einhergehen. Dabei zeigt sich beispielsweise, dass residentielle Segregation nicht mit Kontaktsegregation gleichgesetzt werden kann – und vice versa. Der Milieu-Ansatz erlaubt es darüber hinaus Gruppen zu identifizieren, die z.T. stark divergierende Ansichten zu und Strategien gegen Vulnerabilität und Unsicherheit entwickelt haben, selbst wenn sie sich einen städtischen Raum teilen. Nach diesen Strategien wird der städtische Raum segregiert und bietet für „Sub-Milieus“ Orientierungsrahmen, die ein Gefühl von Sicherheit geben können. Diejenigen, die sich bspw. als arbeitslose Personen zum Konsum von Alkohol in einem Park treffen und von außen als Personen unterhalb der Respektabilität oder gar als Gefahr gewertet werden, grenzen sich innerhalb von Sub-Milieus, wie denen der Resignierten oder Zufriedenen, ab und bilden darüber identitätsstiftende Ressourcen (Krüger 2016). Gleichzeitig lassen sich auch bei den identifizierten Milieus oberhalb der Grenze der Respektabilität milieuspezifische Abgrenzungsmuster finden, wobei die subjektive Vulnerabilität als ein bestimmender Faktor für sozialräumliche Segregationsprozesse in den Untersuchungsstädten ausgemacht werden konnte.

Für die Frage, wie verschiedene vulnerable Bevölkerungsgruppen in sicherheitsrelevanten Diskursen beteiligt werden können, stellt sich im Anschluss an Bourdieu und darauffolgend Vesters milieutheoretische Überlegung demnach die Frage, ‚wer sind die Gruppen?‘. So scheint es in bestimmten sicherheitsrelevanten Diskursen sinnvoll, bestimmte (beruflich bedingte) Milieus separat zu adressieren – wofür sie bekannt sein müssen –, auch wenn sich die Altersstruktur, Geschlecht sowie der ethnisch-kulturelle Hintergrund unterscheiden, da sich hier zumindest einander ähnelnde subjektive (Un-)Sicherheitsmuster finden lassen, anstatt beispielsweise ältere Leute, Frauen und Migranten gesondert zu befragen, zu beteiligen und zu adressieren, wie es häufig getan wird. Anknüpfend an Relevanzstrukturen und Lebenswelten wäre so eine Annäherung an das Thema möglich und gleichzeitig könnte für die spezifischen Belange bestimmter Gruppierungen *innerhalb* des eigenen Milieus sensibilisiert werden. Würde dieses Vorgehen zudem stadtteil- bzw. stadtbezirks-bezogen durchgeführt, ließe sich damit zu einer Verbesserung der sozialen Kohäsion im Stadtteil beitragen. Denn auch wenn in den besser gestellten und damit weniger vulnerablen Stadtbezirken von guter Kenntnis der Nachbarn und nachbarschaftlicher Hilfe berichtet wird, so beschreibt die Feuerwehr die Erfahrung, dass auch in wohlhabenderen Stadtteilen aufgrund des demographischen Wandels zunehmend ältere Leute allein leben und vermehrt hilfeschuchende Anrufe zu verzeichnen sind (z.B. Öffnung der Tür von außen).

In den vulnerableren Stadtteilen bzw. -bezirken hingegen sind häufig starke soziale Netzwerke zu finden, die über Altersgrenzen hinweg bestehen. Somit sollte Sicherheit und Unsicherheit stärker relational betrachtet werden. Während die ‚sozial Isolierten‘ einen starken Bedarf an Nachbarschaftsintegration aufweisen, um für den Fall eines Notfalls Hilfskapazitäten aufbauen zu können, erweist sich im Falle anderer ethnisch-kulturell selbstdefinierter Gruppen der Einbezug von verschiedenen Multiplikatoren als gewinnbringend, um eine Sensibilisierung für Umwelt-, Natur- und soziale Risiken zu erreichen (bspw. der Einbezug des „Aufstiegsorientierten Arbeitnehmer-Milieus“ mit Migrationshintergrund). Ein milieuorientierter und kulturell sensibler Ansatz erscheint somit gewinnbringend,

um die verschiedenen Sicherheits-Bedürfnisse mit den Einsatzplanungen und Sicherheitsvorkehrungen der BOS sinnvoll zu verknüpfen. Hierbei sollten darüber hinaus verschiedene Hierarchien und Konflikte im sozialräumlichen Kontext Beachtung finden (Seidelsohn (Kraft)/Freiheit 2011) wie die ethnisch-kulturellen Beziehungen, die eine Abwertung bestimmter Gruppen zur Folge haben kann, oder auch zwischen verschiedenen Migrantengruppen, wenn andere ethnische Gruppen für bestimmte Sicherheitsprobleme verantwortlich gemacht werden (z.B. „die Osteuropäer“). Wie bereits in verschiedenen Studien herausgearbeitet (vgl. z.B. Heitmeyer/Anhut 2000) zeigen auch die hier vorliegenden Ergebnisse starke Vorurteile insbesondere zwischen „Bio-Deutschen“ und als „schlecht integriert“ wahrgenommenen „Ausländern“ als auch zwischen verschiedenen ethnisch-kulturell bestimmten Gruppen, welche im Gefahren- und Katastrophenfall Netzwerke unterlaufen können, wenn die gesamte Nachbarschaft bzw. der gesamte Stadtbezirk betroffen sein kann; anstelle eines Verständnisses der Ursachen von Natur- und sozialen Gefahren werden andere Gruppen für Unsicherheit verantwortlich gemacht. Zukünftig muss die subjektive Vulnerabilität mit der ‚objektivierten Wahrnehmung‘ der BOS systematisch in Verbindung gesetzt werden, um Gerechtigkeitslücken aufzudecken.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre (1987) [1982]. Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Ed.), »Soziale Ungleichheiten« (Soziale Welt Sonderband 2), Göttingen 1983. S. 183-198.
- Bustamante, J. A. (2002). Immigrants' vulnerability as subjects of human rights. *International Migration Review*, 36(2), pp. 333-354.
- Haverkamp, Rita; Hecker, Meike (2015). Sozialstrukturanalysebericht zur Stadt Stuttgart. Working Paper VERSS – Stiftungsprofessur für Kriminalprävention und Krisenmanagement der Universität Tübingen.
- Haverkamp, Rita; Hecker, Meike; Lukas, Tim; Starke, Jan; Dünkel, Frauke (2015). Bericht zum Hellfeld der Kriminalität in den Städten Stuttgart und Wuppertal. Working Paper VERSS.
- Heitmeyer, W., & Anhut, R. (Eds.). (2000). *Bedrohte Stadtgesellschaft: soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konstellationen*. Beltz Juventa.
- Hugman, R., Pittaway, E., & Bartolomei, L. (2011). When 'do no harm' is not enough: The ethics of research with refugees and other vulnerable groups. *British Journal of Social Work*, 41(7), pp. 1271-1287.
- Hradil, Stefan (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen: Leske + Budrich.
- Koch, Sascha. (2009). Die Bausteine neo-institutionalistischer Organisationstheorie - Begriffe und Konzepte im Lauf der Zeit. In: Sascha Koch ; Michael Schemmann (Hrsg.), *Neo-Institutionalismus in der Erziehungswissenschaft*. S. 110-131.
- Krüger, Daniela (2016). The Square as Sanctuary. Hiding from Exclusions in Public Space. In: Blokland, Talja/ Giustozzi, Carlotta/ Krüger, Daniela/ Schilling, Hannah (Hg.): *Creating the Unequal City. The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin*: Ashgate.
- Lange-Vester, Andrea; Teiwes-Kügler, Christel (2013). Das Konzept der Habitushermeneutik in der Milieuforschung. In: A. Lenger et al. (Hrsg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S.149-174.
- Lukas, Tim; Starke, Jan (2015). Bericht zur Sozialstruktur Wuppertals. Working Paper VERSS – Institut für Sicherungssysteme der Universität Wuppertal.
- Mayring, Philipp (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 11.Aufl. Weinheim: Beltz.
- Scott, W.R. (1995). *Institutions and Organizations*. Thousand Oaks.
- Scott, W.R. (2001). *Institutions and Organizations*. 2. Ausg. Thousand Oaks.

Seidelsohn (Kraft), Kristina / Freiheit, Manuela (2011). Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit im lokalen Raum. Perspektiven auf Konflikte und Potentiale in einem sich wandelnden Quartier. In: Frey, O. / Koch, F. (Eds.), Positionen zur Urbanistik II. Gesellschaft, Governance, Gestaltung. Wien: Lit Verlag. S. 147-163.

Vester, Michael et al. (1993). Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Köln: Bund-Verlag.

Vester, Michael (2010). Soziale Ungleichheiten aus milieutheoretischer Perspektive. In Monica Budowski; Michael Nollert (Eds.), Soziale Ungleichheiten. Zürich: Seismo Verlag. S. 97-128.

Voss, Martin (2008). The vulnerable can't speak. An integrative vulnerability approach to disaster and climate change research. Behemoth A Journal on Civilisation. 1 (3): pp. 39-56.

Voss, Martin; Krüger, Daniela und Seidelsohn, Kristina (2016). Risiko- und Vulnerabilitätsbewertungen. Zur Perspektive und Einsatzplanung der Behörden und Organisationen mit Sicherheitsaufgaben. Working Paper VERSS (2) – Katastrophenforschungsstelle (KFS).

Voss, Martin; Krüger, Daniela und Seidelsohn, Kristina (2016). „Segregation und Sicherheitsverteilung in Stuttgart und Wuppertal“. Working Paper VERSS (1) – Katastrophenforschungsstelle (KFS).

Die Autor*innen

Kristina Seidelsohn und Daniela Krüger sind wissenschaftliche Mitarbeiter*innen an der Katastrophenforschungsstelle der Freien Universität Berlin und im BMBF geförderten Teilprojekt „Vulnerabilität und Sicherheit in der gerechten Stadt“ (VERSS) tätig. Das Teilprojekt wird von Prof. Dr. Martin Voss geleitet.

Impressum

Titel

Risiko- und Vulnerabilitätswahrnehmung. Zur Sicherheits- und Vulnerabilitätswahrnehmung der Bevölkerung.

Herausgeber

Katastrophenforschungsstelle (KFS)
Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Carl-Heinrich-Becker-Weg 6-10
12165 Berlin

Titelbild

Martin Baló; www.flickr.com

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Katastrophenforschungsstelle (KFS)
Freie Universität Berlin



<http://www.polsoz.fu-berlin.de/ethnologie/forschung/arbeitsstellen/katastrophenforschung>